Abend-Ausgabe B.

Bezugs-Preis

Für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure ins Haus gebracht: Ausgabe A (nur morgens) vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M.; Ausgabe B (morgens und abends) vierteljährlich 4.50 M., monatlich 1.50 M. Durch die Post bezogen (2 mal täglich) innerhalb Deutschlands u. der deutschen Kolonien vierteljährlich 5.25 M., monatlich 1.75 M. ausschl. Postbestellgeld, für Oesterreich 9 K 66 h, Ungarn 8 K vierteljährlich.

Abonnement-Annahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.

Die einzelne Nummer kostet 10 Pfg.

Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8. Telephon Nr. 14692, Nr. 14693, Nr. 14694.

Berliner Redaktions-Bureau: Berlin NW. 7. Prinz Louis Ferdinand-Straße 1. Telephon I, Nr. 9275.

Leipziger Tageblatt und Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

Für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 6gespaltene Petitzeile 25 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf., Reklamen 1 M.; von auswärts 30 Pf., Reklamen 1.20 M.; vom Ausland 50 Pf., finanz. Anzeigen 75 Pf., Reklamen 1.50 M.

Inserate v. Behörden im amtlichen Teil 40 Pf. Beilagegebühr 5 M. p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzogl. Bayr. Hofbuchhandlung, Lützowstraße 10. (Telephon VI, Nr. 4603).

Nr. 204. Donnerstag 25. Juli 1907. 101. Jahrgang.

Das Wichtigste vom Tage.

* Der Dampfer „Feldmarschall" mit Dernburg am Bord passierte gestern Aden. An Bord ist alles wohl. (S. Feuill.)

* Wie die Eisenbahndirektion mitteilt, ist die Verkehrsbeschränkung nach der und über die Kaschau-Oderberger Bahn aufgehoben worden.

* Die englische Regierung soll die Kündigung der Brüsseler Zucker-Konvention aufgegeben haben.

* Der österreichische Reichsrat ist gestern in die Sommerferien gegangen. Von einem Sessionsschluß wurde abgesehen, um den Fortbezug der Diäten zu ermöglichen. (S. Ausl.)

* Der Courrières-Prozeß ist durch Beschluß der Anklagekammer von Douay eingestellt. (S. Ausl.)

Die Winzerbewegung im Rheingau.

In Deutschland haben wir schon seit längerem eine Art Winzerbewegung. Nur hat sie bisher nicht in gleichem Maße wie die aufrührerische südfranzösische Bewegung die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Vor kurzem hat der Verein hessischer Weinbergsbesitzer in einer Eingabe an die deutschen Bundesregierungen genaueste Durchführung der „zur Verhütung einer weiteren Schädigung unseres ohnedies schon schwergeprüften deutschen Weinbaues" erforderlichen Maßregeln und speziell strenge Kontrolle der ausländischen Weine sofort bei Einführung in deutsches Reichsgebiet gefordert. Aus dieser Eingabe spricht laut die Ungunst der Verhältnisse, unter der zahlreiche Winzer leiden.

Besondere Aufmerksamkeit verdient eine Bewegung, die sich in dem altberühmten, viel besungenen Rheingau angebahnt hat. Für den 15. August (Mariä Himmelfahrt) ist nach Oestrich eine Versammlung der Winzer des Rheingaus einberufen worden. Der den preußischen Landtagswahlkreis Westerburg-Unterwesterwaldkreis vertretende Zentrumsabgeordnete Rechtsanwalt Dr. Dahlem hat ein Referat für die Versammlung übernommen. Daß auch die Weinbausachverständigen anderer Parteien eingeladen worden seien, hört man nicht, und doch ist die Sache der Rheingauwinzer sicherlich nicht Angelegenheit einer einzelnen Partei. Es muß dafür gesorgt werden, daß sie auch nicht dazu gemacht wird. Nicht eine Parteiagitation, sondern eine sorgfältige sachliche Prüfung der volkswirtschaftlichen Ursachen der mißlichen Lage zahlreicher Weinbauern des Rheingaues ist nötig. Die wechselnden Ernten, die Bodenbewegung, die starke Bodenbelastung durch Schulden, die Konkurrenz durch Bier und billige Auslandweine, dazu auch die Antialkoholströmung und andere Ursachen können hier angeführt werden.

Einen wissenschaftlichen Beitrag zu der Frage hat soeben Emanuel Kayser in dem Schmollerschen Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft gegeben. Er spricht sich u. a. über die Absatzverhältnisse der Rheingauer Weine aus und unterscheidet da zwischen den besseren, zum Teil weltberühmten und den geringeren Gewächsen. Er sagt darüber:

. . . „Diese besseren Sorten sind in ihrer Eigenart unerreicht, vor allen Weinen der Welt kommen sie den Anforderungen des „individuellen Geschmackes" entgegen. Es sind darunter vollklingende Namen, Marken mit althistorischem Glanz. Diese sie auszeichnenden Momente machen sie konkurrenzlos, sie genießen den Vorzug einer Art Monopol. Ihre hervorragenden natürlichen, nicht reproduzierbaren Qualitäten sind es, die sie vor der Schmutzkonkurrenz der Kunstweinfabrikation, des Verschnitt- und Ueberstreckungsverfahrens glücklich bewahrten, und ihnen trotz allem zeitlichen Wechsel hinsichtlich der Geschmacksrichtung der Weinkonsumenten einen festen Stamm von Abnehmern zu erhalten vermochten. Die Weine aus den besseren Rheingauer Lagen genießen Weltruf, ihr Absatzgebiet dehnt sich weit über die Grenzen Deutschlands hin aus.

Der Vertrieb der geringeren Rheingauer Weine steht unter keinem gleich günstigen Stern. Diese Weine nehmen, sofern es sich um Produkte der Rieslingrebe handelt, eine unglückliche Mittelstellung ein zwischen Qualitätsweinen und ausgesprochenen Tischweinen . . . . Ihr Absatzgebiet ist ein beschränktes. Es erstreckt sich in der Hauptsache über das mittlere westliche Deutschland.

Diese Weinsorten sind es auch, die in erster Linie unter der Mode in der Geschmacksrichtung des großen Publikums zu leiden haben . . . Früher liebte man volle, süße, hochfarbige Weine; heute bevorzugt man hell getönte, spritzige Weine von eleganter Art. In letzter Zeit hat sich die Gunst der Weintrinker immer mehr den leichten, bekömmlichen, von Aerzten allgemein empfohlenen Moselweinen zugewendet, die infolgedessen unverhältnismäßig hoch im Preise stehen und den kleinen Rheingauer Weinen eine heftige Konkurrenz bereiten.

Die schon im 16. Jahrhundert bestehende Konkurrenz zwischen Rheingauer Weinen und Bier hat sich mit dem Aufblühen der Bierindustrie in den benachbarten größeren Städten Mainz, Wiesbaden und Frankfurt a. M. und namentlich mit der Verbreitung des Flaschenbierhandels bedeutend verschärft. Häufig genug kommt es vor, daß der geringere Wein ungetrunken liegen bleibt, dagegen das Geld für konsumiertes Bier nach auswärts wandert."

Die Wirkung des Weingesetzes von 1901 wird durch Kayser günstig beurteilt. Der Markenmißbrauch habe abgenommen. Dagegen habe die Konkurrenz ausländischer Weine den geringen Rheingauer Sorten eine Ausdehnung ihres Absatzgebietes unterbunden.

Die Vorschläge zur Besserung werden sich naturgemäß zunächst in der Richtung der von mehreren Parteien im Reichstage vorgebrachten Forderungen bewegen. Namentlich die einheitliche Durchführung einer scharfen Kellerkontrolle durch beamtete Sachverständige über das ganze Reich hin erscheint unumgänglich. Graf Posadowsky hat ja auch bereits bei den diesjährigen Verhandlungen zugestimmt, daß die Kontrolle verschärft werden müsse. Die Petition der hessischen Weinbergsbesitzer betreffs der ausländischen Weine verlangt ebenfalls sorgfältige Beachtung. Hoffentlich bringt das neue Weingesetz, zu dem ja nun von der Regierung ein Entwurf ausgearbeitet sein soll, die Erfüllung dieser Forderungen. Man muß auch mit Interesse den Forderungen entgegensehen, die etwa aus den Reihen der Rheingauer Winzer gestellt werden. Einer parteipolitischen Ausnutzung der schwierigen Lage der Rheingauer Winzer muß aber, wie schon angedeutet, gewehrt werden. Auch dürfte es kaum zum besten der Hauptpersonen, als welche wir die Winzer und nicht die Zentrumsagitatoren ansehen, sein, wenn durch lärmende Kundgebungen im Rheingau das Vorurteil erweckt würde, es werde in Rheingauer Weinen massenhaft gepantscht oder die Winzer könnten ihren Wein nicht los werden. Die Verhältnisse im Rheingau, wo die „Masse" knapp ist, liegen ganz anders wie in Südfrankreich, wo man nicht weiß: wohin mit dem vielen Wein, und verlangen aus diesem und aus weiteren Gründen eine ganz andere, vor allem eine minder turbulente Behandlung.

Zeitungsstimmen.

Im „Tag" veröffentlicht Dr. **Karl Peters** ein **Nachwort** zu dem **Münchner Prozeß**. Er setzt sich darin mit seinen Gegnern über eine Reihe der bekannten vielumstrittenen Einzelfragen auseinander, kommt außerdem aber auf zwei Punkte zu sprechen, in denen seiner Ansicht nach die prinzipielle Bedeutung des ganzen Falles liegt. Hierüber äußert er sich wie folgt:

„Der eine Punkt ist mir von Beginn meiner kolonialpolitischen Tätigkeit an lebendig vor Augen gewesen, und ich sprach ihn am 24. August 1889 zu Anfang der deutschen Emin-Pascha-Expedition in einem Schreiben an einen deutschen Freund dahin aus: „Leute wie ich werden wohl meistens über eine gewisse Grenze, auch des Lebens, nicht hinüberkommen. Und zwar scheitern sie daran: einerseits sollen sie Eigenschaften entfalten, welche in der Tat über die Normen der gegebenen Schranken hinüberreichen müssen, wenn sie ihre Aufgabe draußen lösen wollen; andererseits sollen ihre Eigenschaften innerhalb der privaten Schranken bleiben. Man verlangt Versöhnung eines konträren Gegensatzes." Man soll seinem Volk einen halben Erdteil erobern; aber, um Gottes willen, keinen Paragraphen des deutschen Strafgesetzbuches aus den Augen verlieren. Der andere Punkt hat für unsere praktische Kolonialpolitik eine viel unmittelbarere Bedeutung. Man schickt einen Kommandanten in ein rebellisch aufgeregtes Gebiet mit diktatorischen Vollmachten, zu handeln, wie es ihm im Interesse des Reiches gut erscheint. Er unterdrückt durch seine Maßnahmen tatsächlich einen sich bildenden Massenaufstand. Dann wollen sich nach Jahren Leute, die von den realen Verhältnissen nicht mehr kennen als der Hund vom Mond, hinsetzen und untersuchen, ob die Umstände seine speziellen Maßnahmen erforderten, und ihn auf Grund ihrer rein theoretischen Erwägungen aburteilen. Er hat den Aufstand im Keime unterdrückt und deshalb ist er nicht zu erweisen. Also, schließen die Herren vom grünen Tisch, hat er gar nicht bestanden, alles blieb ja ruhig. Wenn es mir gelungen wäre, durch ein Vorgehen wie am Kilimandscharo den südwestafrikanischen Aufstand in seinen Anfängen zu ersticken, würde ich heute voraussichtlich ebenfalls unter der Anklage des Mißbrauchs der Amtsgewalt stehen. Alles war ja ruhig; unter meinem Vorgänger war keine Rebellion, und nach meiner Abberufung ist sogar dieser oder jener mit dem Spazierstock durch jene Gebiete gereist. Ich frage nicht, ob es billig ist — denn eine solche Frage würde bei den meisten meiner Kritiker nur ein sicherndes Behagen hervorrufen — sondern ob es klug ist für einen großen kolonialen Staat, seine Beamten vor das Dilemma zu setzen, entweder sich und ihre Umgebung von rebellischen Eingeborenen niedermachen zu lassen oder aber sich hernach wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt verteidigen zu müssen. Sicherlich kann ein solches System nicht erfolgreich sein."

Ueber unsere **Dänenpolitik** schreibt das „Apenrader Tageblatt":

Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, das Entgegenkommen gegen die Dänen in allen möglichen Angelegenheiten wirke versöhnend und beruhigend auf sie. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit Dänemark erhält durch die unbegreifliche Haltung der Regierung immer neue Nahrung, nimmt immer festere Gestalt an . . . Ist man denn gar nicht unterrichtet über den Umschwung in dem Verhalten der dänisch gesinnten Bevölkerung gegenüber den Deutschen, den der neue Kurs hervorgerufen hat? Es ist uns von deutschen Kaufleuten in diesen Tagen mitgeteilt worden, daß der Boykott deutscher Geschäfte noch nie so rücksichtslos und systematisch durchgeführt ist wie gerade jetzt. Es ist uns von anderer, durchaus zuverlässiger Seite erzählt worden, daß man auf dänischer Seite die „Segnungen des jetzigen Regimes" zwar mit Schmunzeln entgegennimmt, daß man aber, und zwar namentlich auf dem Lande, für die optimistische Hoffnung der Regierung, ihre Milde werde versöhnend auf die Gefühle der Dänen wirken, nur Spott und Hohn übrig hat. In Häusern, wo man noch ab und zu ein deutsches Wort hörte, wird die deutsche Sprache jetzt auf das ängstlichste vermieden, und immer hört man die Dänen offen den Deutschen gegenüber aussprechen, daß man unter dem ermutigenden Eindruck der versöhnlichen Haltung der Regierung die Erfüllung des § 5 (des Prager Friedens von 1866, Vereinigung mit Dänemark) wieder in den Vordergrund der Forderungen stellen werde.

Die „Schles. Ztg." schließt einen Artikel, den sie überschreibt „Die Lehren von Modrze" mit den Worten:

Die planmäßige Kolonisation fortzusetzen und die gewonnenen Erfolge nicht preiszugeben, sondern zu befestigen, ist das in erster Linie stehende nationale Erfordernis. Beide Aufgaben, die Erhaltung der Güter in deutscher Hand und die Fortsetzung der Kolonisation lassen sich am einfachsten und doch durchschlagendsten erreichen durch Verleihung des Enteignungsrechtes an die Ansiedelungskommission, wie es im Herbste von der Regierung gefordert werden dürfte. Hierdurch kann man einmal erfordertichenfalls geschehene unliebsame Gutsübergänge rückgängig machen, so daß die heute beliebte Ausübung eines Druckes auf die Behörde durch Manipulieren mit mehr oder weniger fingierten polnischen Geboten und die damit verbundene Preistreiberei in Wegfall käme, insbesondere aber würde die Ansiedelungskommission in die Lage gesetzt, unabhängig vom Zufall des Angebots die Siedelungen planmäßig nach großen Gesichtspunkten zu verteilen, ihren bisherigen Besitz abzurunden und unter einander zu verbinden. Nur mit Hilfe des Enteignungsrechtes wird es möglich sein, im Sinne des Gesetzes von 1886 vor allem wieder auch das polnische Großgrundbesitz-Areal der Kolonisation dienstbar zu machen,

Feuilleton.

Wer am Denken nicht gelitten hat, weiß nicht, was denken heißt. L. Stein.

*

Mit Dernburg nach Deutsch-Ostafrika.

(Von unserem Spezialberichterstatter.)

I.

An Bord des „Feldmarschall", den 18. Juli.

Es war vor drei Tagen, nach 9 Uhr abends. Wir hatten uns in den Straßen Neapels müde gelaufen, hatten Pompeji gesehen, waren an den weingesegneten Abhängen des Vesuv herumgeklettert und harrten nun, über das Geländer des „Feldmarschall" in das Dunkel hinausspähend, der Ankunft des Leiters unseres jungen Reichskolonialamtes. Unser Schiff lag weit draußen im Hafen. An Backbord blitzten und glitzerten von der Höhe des Posilipp allerlei Lichter zu uns hernieder, streckte sich von der Stadt her die endlose Laternenreihe der Via Partenope, während sich über Steuerbord die schönen Umrisse des schlummernden Vulkans und weiter hinaus felsreiches Gebirge vom Sternengefunkel des mondlos schwarzen Nachthimmels abzeichneten. Unsere Kapelle erfreute uns durch das „Ergo bibamus" das Herz, das wie ein Bienenhaus ist, die letzte Rose und andere wunderschöne Weisen; dazu erklangen Harfe und Fideln von einem Boot, auf dem weißgekleidete Mädchen beim grellen Licht einer Pechfackel kakewalkten und den dichtgedrängten Blaujacken droben an Backbord für diesen Augen- und Ohrenschmaus deren Nickel und die vom Landurlaub übriggebliebenen Zehncentesimistücke abbettelten. Geradeaus lag in festlichem Lichterglanz Neapel. Der Stadtteil am Hafen feierte dort irgend einen Spezialheiligen, und die Schiffe, die am Kai lagen, hatten sich beliebt gemacht, indem sie mitilluminierten. Das gab ein sehr schönes Bild; ich empfand es schmerzlich, trotz mehrfacher Bemühungen, nicht in Erfahrung bringen zu können, unter den Auspizien welches der Kirchenpatrone Neapels der Staatssekretär seine Reise antreten sollte. Von der Gegend der Illumination her wurde dann das rote Licht eines schnell fahrenden kleineren Dampfers sichtbar, der gleich darauf an der zu Ehren des Tages an Steuerbord herniedergelassenen Außentreppe lag; die Stewardskapelle riskierte das „Deutschland, Deutschland über alles", die kakewalkenden Schönen wunderten sich, weshalb ihr Publikum plötzlich nach der andern Seite des Decks hinüberlief, der Kapitän des „Feldmarschall", seinem Aeußeren nach ein ins Seemännische umgeschriebener Ohm Krüger, schritt den Ankömmlingen feierlich bis zur halben Höhe der Treppe entgegen und führte dort salutierend die Hand an die Mütze, ein Herr in unbestimmt farbigem Paletot eilte mit der Behendigkeit eines Leichtmatrosen die Treppe hinan, einige andere, aus deren Mitte die Hünengestalt des Obersten Quade um Haupteslänge hervorragte, folgten bedächtiger, und Staatssekretär Dernburg wie seine Begleiter befanden sich unter den Flaggen des Reiches, Hamburgs und der deutschen Ostafrikalinie an Bord des Reichspostdampfers „Feldmarschall". Eine bedeutungsvolle Fahrt nahm ihren Anfang. Wenn sich die Hoffnungen verwirklichen, die hier an Bord, daheim im Reich und überall bei den Deutschen im Ausland an sie geknüpft werden, dann wird das Datum des 15. Mai 1907 in der Geschichte der wirtschaftlichen und kolonialen Expansion Deutschlands eines Tages seinen Platz finden.

Am andern Morgen erwachten wir angesichts des Stromboli. Zwei Stunden später liefen wir in die Straße von St. Bonifazio ein. Es ist hier nicht meine Aufgabe, das Mittelmeer zu entdecken oder mich über die allgemeinen Reize und Annehmlichkeiten einer Juli-Seefahrt nach dem Süden zu verbreiten. Ebensowenig ist es meines Amtes, die kleinen Erlebnisse unserer Reise, auch wenn sie mit der Person des Staatssekretärs in irgend einem Zusammenhang stehen, in einem Epos zu besingen. Ich registriere daher nur, daß sich die See bis jetzt ganz tadellos benimmt. Wir haben nicht einen einzigen Seekranken an Bord. Schwarzseherisch Veranlagte faßten dann allerdings, daß das von Aden an anders würde, da wir dann dort, im Indischen Ozean, den Monsun gegen uns haben werden; im Augenblick indessen macht uns das wenig Kopfschmerzen. Für Wißbegierige teile ich ferner mit, welches Heim dem Staatssekretär eingeräumt worden ist. Es ist die im Allerheiligsten des „Feldmarschall", nämlich auf dem — unter die Devise: „Eintritt verboten!" gestellten — Kommandodeck gelegene, aus drei Kabinen mit besonderer Badeeinrichtung bestehende Kapitänswohnung. Für das Gros der Passagiere wird Exzellenz Dernburg nur bei Frühstück und Diner sichtbar; in seinen Privaträumen hat er Besprechungen, hält er Konferenzen ab, sieht er auch abends, wie z. B. gestern aus Anlaß seines Geburtstages, einige Gäste zu einem Glase Bier bei sich. Im übrigen studiert und schreibt er, nach Versicherung der Offiziere des Dampfers, bis spät in die Nacht hinein. Hierzu möchte ich, ohne der Qualität dieses Zeugnisses zu nahe treten zu wollen, bemerken, daß ich von ihm einigermaßen überrascht worden bin. Ich habe nämlich noch niemand gekannt, der nicht auf See von maßloser Faulheit und intensiver Abneigung gegen alles Schreibwerk befallen worden wäre.

Im übrigen halte ich einen kurzen Ueberblick über die allgemeinen Verhältnisse an Bord, soweit sie Schlüsse auf die Prosperität der Linie und das Interesse für unser Schutzgebiet gestatten, im Augenblick für näherliegend, als die Erörterung der Intimitäten des Kommandodecks. Da ist zunächst festzustellen, daß der Dampfer pfropfenvoll ist. Er ist ausverkauft; für Passagiere wie Fracht ist einfach kein Tüpfelchen Platz mehr vorhanden. Das soll eine Ausnahme sein, wird versichert. Mag sein; und auch wenn keine Ausnahme vorläge, würde angesichts der dreiwöchigen Pausen im Verkehr der Dampfer die Tatsache nicht übertrieben hoch zu bewerten sein. Immerhin wird man in Erinnerung an das Lamento, das man sich so lange Jahre über die Aussichtslosigkeit unserer Kolonien hat anhören müssen, an dem Vorkommen solchen Verkehrs, sei es auch noch so gelegentlich, schon seine Freude haben dürfen. „Ce n'est comme le premier pas qui coûte", wird man auch hier sagen dürfen. Der Dampfer führt 133 Passagiere erster und zweiter Klasse. Von diesen sind 38 Engländer und Engländerinnen, die teils nach Englisch-Ostafrika, teils nach Durban und anderen englischen Plätzen gehen, und 83 Deutsche, die letzteren mit dem Reiseziel Tanga, Dar es Salam oder Kilwa. Der Rest sind Portugiesen nach Beira, vier französische Missionsschwestern nach Britisch-Ostafrika und ein paar Mohammedaner nach Port Said. Von den 83 Deutschen reisen 47 im Regierungsinteresse, 36 in Privatinteressen. Zu den 47 rechne ich den Staatssekretär und seine offiziellen Reisebegleiter, Oberstleutnant Quade, den Geh. Regierungsrat Walther und den Rittmeister Graf Henckel von Donnersmarck, ferner die fünfzehn Offiziere und Militärbeamten eines Ablösungstransportes für „Bussard" und „Seeadler" in Stärke von 154 Mann, der sich an Bord befindet. Unter den 36 Privatpersonen sind drei oder vier Journalisten, drei oder vier — die Qualität des einen steht nämlich noch nicht ganz fest. Ich führe diese Zeilen an, um zu zeigen, daß neben Offizieren und Beamten entgegen der landläufigen Annahme auch eine ganze Menge anderer Leute in den Kolonien zu tun hat. Einige Mitglieder unserer Reisegesellschaft werden besonders interessieren. Da sind z. B. zwei Kavallerieoffiziere aus Paderborn und ein Industrieller vom böhmischen Abhang der Schneekoppe, die etliche Wochen auf Großwild, namentlich auf Raubzeug, jagen wollen. Ihre Expeditionen sind von ortsansässigen Agenten sorgfältig vorbereitet. Zwei andere jüngere Herren, ehemalige Offiziere, wollen versuchen, auf einem Automobil von Dar es Salam aus Afrika zu durchqueren und so nach Swakopmund zu gelangen. Ihre Pläne klingen nicht sehr vertrauenerweckend, und ich glaube, daß die Buchmacher sehr lange Odds auf ihren Erfolg legen könnten in der festen Zuversicht, nicht zahlen zu müssen. Doch verdient es Anerkennung, daß die jungen Herren sich durch die Schwarzseherei, die ihrem Unternehmen gegenüber das Feld beherrscht, nicht irre machen lassen. Haben sie Glück, so sind sie große Leute, die im Interesse der Gesamtheit ein Ergebnis von dauerndem Wert erzielt haben. Mißglückt die Sache, so sind schlimmstenfalls zwei Pioniere weniger. Und diese Pioniere hinterlassen weder Frau noch Kinder, und einer muß in solchen Dingen schließlich vorangehen. Glück auf also! Da ist ferner ein junges Ehepaar, seit Mai verheiratet, er ein studierter Landwirt aus der Lausitz, sie ebenfalls vom Lande, aus dem Oderbruch. Er der Typus des kolonialbegeisterten Jungdeutschland; seine Schmisse zeigen, daß er seinen Studien mit Eifer obgelegen hat. Glücklicherweise hat er Geld. Er will eine große Gummi- und Baumwollexplantage in der Region von Kilwa anlegen und sich jetzt nach einem geeigneten Terrain umsehen. Seine Beleibtheit im Hinblick auf seine Absicht ist in der Tat gewaltig. Eine junge Dame, Fräulein K., die Pflegetochter eines der ersten protestantischen Geistlichen Berlins, fährt hinaus, um unmittelbar nach ihrer Ankunft in Tanga zu heiraten. Ihr Bräutigam, ein ehemaliger Schutztruppler, sitzt seit drei Jahren als Farmer am Kilimandscharo und hat Erfolg gehabt. Die beiden haben sich vor vier Jahren in Deutschland kennen gelernt. Brautwerbung und Verlobung sind jetzt per Kabel erledigt worden, und die junge Braut führt ihre ganze Ausstattung, von Möbeln und Betten bis zum Tropenhelm, mit sich. Zu ihrem Inventar gehört auch ein Myrtenstock im Blumentopf, den ihr sinnige Freundschaft bei der Abreise für den Brautkranz verehrt hat; er prangt vor uns auf

SLUB
Wir führen Wissen.